

Mary Island Serie
Band 3

Das Geheimnis
der
dunklen Baracke
Jonathan Philippi

Leseprobe

Verlagshaus el Gato

Falle

Wie ein Dieb sah Steven sich zwischen den Regalen um. Er fühlte sich nicht wohl. Was machte er hier? Suchend ließ er seine Blicke über die Ware streifen und duckte sich blitzschnell, als er eine ältere Frau entdeckte, die einen Lippenstift in ihr Einkaufskörbchen legte. Was zum Teufel war denn dabei, cool zuzugreifen und an die Kasse zu gehen, auch wenn seine Knie schlotterten und er beinahe eingeknickt wäre.

Okay, dachte er. *Dann halt ein andermal*. Gerade wollte er die Schachtel zurückstellen, als er überrascht wurde: „Hey, guten Morgen Steven.“

„Oh, hi Vally. Wie geht's?“ Schnell hatte er sich an den amerikanischen Gruß gewöhnt: Man fragte, erwartete aber keine Antwort.

„Super, ich hab diese Nacht mal richtig gut geschlafen. Heute früh habe ich Gymnastik gemacht. Deshalb hab ich beim Frühstück ausnahmsweise zugeschlagen wie eine hungrige Bäarin, mir geht's blendend. Und dir?“

Verwirrt blickte er das Mädchen aus seiner Klasse an. Mit diesen ausführlichen Erläuterungen hatte er nicht gerechnet. „Okay! Danke. Ganz gut“, gab er knapp zurück.

„Hm, ‚Old Shepard‘, Aftershave, schwerer Duft, ist Moschus drin, nicht wirklich das Beste. Du rasierst dich?“

„Also, äh ...“ Hoffentlich bemerkte Valentine nicht, dass er rot anlief. Das war haargenau der Mega-GAU: Valentine ertappte ihn, wie er sich Rasierwasser aussuchte. Von einem Bartwuchs war allerdings weder etwas zu sehen noch zu ertasten, was niemand zu wissen brauchte. Und jetzt, wo Vally ihn darauf ansprach, würde es bald die ganze Schule erfahren. *Boah! Schon mitgekriegt? Steven Seidel entfernt erste Bartstoppeln von seinem 14-jährigen Kinn.*

In Wahrheit mochte er den Duft, auch wenn er noch keine Rasur benötigte. Genau darum war er in den einzigen Drugstore von

Mary Island gekommen, der Valentines Eltern gehörte, da genügte es bereits, wenn Herman Wellmill ihn kannte. Eine Begegnung mit seiner Klassenkameradin hatte er zwar befürchtet, jedoch gehofft, es vermeiden zu können. In ihrem weißen Kittel stand sie vor ihm und zerrte lächelnd an der Schachtel in seinen Fingern. Er klammerte, sodass sie heftig ziehen musste, bis er schließlich nachgab.

„Okay, lass mal fühlen.“ Ehe Steven sich versah, strich sie sanft mit den Fingerkuppen um sein Kinn. „Ich verstehe, nicht für den Bart. Hier, nimm das, das brennt nicht so und ist sehr hygienisch.“ Mit ernster Miene drückte sie ihm eine Plastikflasche in die Hand.

„Intimrasur?“ Entsetzt starrte er auf die Beschreibung und glaubte, sich verlesen zu haben.

„Ja klar!“, gab sie zurück, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.

„Vally, ich rasiere mich nicht ... da unten.“

„Wo denn sonst? Also für deinen Bart ist es jedenfalls nicht. Ah, kapiert! Ein Geschenk für deinen Dad.“

„Nein, das ist für mich. Muss ich mich rasieren, wenn ich mal ordentlich riechen will?“

Valentine glotzte ihn an, weshalb er rasch besänftigend nachschob: „Der Gestank nach Seetang und Salzwasser und dann noch die Tiere auf unserer Farm ... ich möchte nicht stinken, wenn ich ausgehe.“ Steven verschwieg lieber, dass er in letzter Zeit stark schwitzte und seine Bettdecke jeden Morgen auswringen konnte.

Valentine lächelte: „Mensch Steven. Sag das doch gleich. Herrenparfüm. Komm mal mit.“ Valentine führte ihn durch den halben Drugstore. Vor einem Regal mit Kosmetikartikeln für Männer hielt sie inne und überlegte. „Mal sehen, wie wäre es damit? Nein, das ist zu würzig, oder besser das? Ich mag zwar diesen Duft, aber ich befürchte, Dana nicht so. Hm, eher das da? Oder das. Ja, das wäre was.“

„Dana?“ Vor Staunen bekam er seinen Mund nicht mehr zu. Wozu brachte sie Dana ins Spiel? Was sollte denn das? Er wollte es für sich, nicht für Dana, die sowieso vorgab, Parfüms nicht zu mögen, und überhaupt: Steven und Mädchen!

„Ja! Oder das? Das ist total krass und das würde zu dir passen. Moment! Ich hole einen Probezerstäuber.“ Ohne ihn zu fragen, sprühte sie ihm eine Duftwolke an den Ansatz seines verschwitzten T-Shirts. Sie schnupperte nahe an seinem Hals und verkündete mit Kennermiene: „Ja. Das passt. Ist auch nicht so teuer und gefällt Dana bestimmt total!“

„Okay.“ Das war schiefgegangen. Jetzt musste er hier nur noch lebend rauskommen. „Wenn du meinst.“

„Das riecht klasse, glaub mir. Außerdem ist kein Moschus drin. Es ist total sanft zur Haut. Wenn du dich rasierst, solltest du ein Aftershave verwenden, das hat mehr Alkoholanteil zur Desinfektion der gereizten Haut. Nass oder trocken? Ach, egal. Ich kann dir ein paar empfehlen, wenn es so weit ist. Einige sind sehr gut getestet worden und recht preiswert.“

„Ach Vally, na gut. Was kostet es?“

„15 Dollar, ähm, ich kann dir einen Sonderpreis machen. Bei dem hier ist der Karton kaputt und die Flasche hat einen Kratzer, ist aber originalverpackt und total einwandfrei. Fünf Dollar Rabatt sind okay, denke ich.“

„Das ist ... total ... freundlich, danke schön“, äffte er Valentines Lieblingswort nach, aber sie bemerkte es nicht.

„Sonst noch was?“

„Nein, ansonsten bin ich total wunschlos glücklich.“

„Okay. Cash oder Kreditkarte?“

„Bar.“

Ehe Steven sich versah, hatte sie ihm den halben Zerstäuber übergesprüht und geleitete ihn an die Kasse. Er trottete hinter ihr her und wedelte mit den Armen, um den Duft zu vertreiben, doch es war vergebens.

„Hi Dad. Steven will ‚Peninsula Sunrise‘ kaufen, das mit der zerknautschten Schachtel, ich habe gesagt, zehn Dollar, geht das in Ordnung?“

„Hallo Steven, wie geht es, alles klar?“

„Bestens, Sir. Und bei Ihnen?“

„Zehn Dollar, bitte.“

Mr. Wellmill war auf die Frage, wie es ihm ginge, nicht eingegangen, somit rückte er Stevens Weltbild der ewig fragenden Amis wieder zurecht.

Steven legte das Geld auf den Tresen und erhielt eine Plastiktüte.

„Das ist ein erstklassiger Duft, er wird dir stehen“, versprach Valentines Vater. Bimmelnd schloss sich die Kassenlade.

„Was machst du heute noch so, Vally?“, fragte Steven.

„Ich habe noch Salben auszupacken.“

„Verstehe. Julie hat gefragt, ob du mal mit ihr ausreiten möchtest.“

„Echt?“

„Ja.“

„Gerne. Ich ... ich melde mich, okay?“

Das war ein glatter Rauswurf. Täuschte sich Steven oder lief sie knallrot an? Schimmerte da gar eine Träne in ihrem Auge? Das musste an der Klimaanlage liegen. Zufrieden pfeifend verließ er den Drugstore und schlenderte zur Marina, wo er sein Fahrrad an einem Pfosten festgekettet hatte.

„Intimrasur!“, murmelte er auf dem Weg zum Hafen und schüttelte angewidert den Kopf. „Was denkt die von mir?“

Neben dem Laden der Wellmills erstreckte sich ein schmaler Parkplatz. Eine hohe, undurchdringliche Hecke grenzte die Fläche zum Nachbargebäude ab, in dem übermorgen ein neuer Modemarkt eröffnet werden sollte. Noch waren Bauarbeiter damit beschäftigt, letzte Hand anzulegen. Zwischen der Dornenhecke und der Mauer zum Geschäft lag ein enger Durchgang mit einem offenstehenden Tor. Neugierig lugte Steven hinein. Normalerweise war das übergroße Holztor verschlossen und verbarg jeden Blick. Ein seltsames Pfeifen klang aus dem Halbdunkel, gefolgt von einem Rasseln, das schließlich in ein Stöhnen überging. Vorsichtig näherte er sich. Als er im Gang stand, rief er: „Hallo? Ist da jemand? Alles in Ordnung?“

Erschrocken wirbelte er herum, als sich quietschend das Tor schloss. Hämisch grinsend baute sich Rouwe Kruger vor ihm auf. „Oh, der Nazi.“

„Was? Spinnst du? Lass mich raus.“ Vor lauter Schreck war ihm die Beschimpfung gar nicht aufgefallen, er fühlte sich nicht mehr als Deutscher, seit er seinen Namen ‚Steffen‘ abgelegt hatte.

„Natürlich, das Tor wird sich wieder öffnen, wenn du so aussiehst, dass meine Vally dich nicht mehr anguckt.“

Stevens Körpertemperatur stieg schlagartig. Blut schoss in seinen Kopf. Sein Magen verkrampfte sich. Sein ärgster Feind hatte ihn gestellt.

„Sieh mal, Stan, wen unsere Mausefalle geschnappt hat.“

Stanley Bucket tauchte unvermittelt hinter Steven auf. Dämmlich kichernd schnüffelte er und wisperte: „Oh Mann, riechst du aber fein, wie ein echter reicher Pinkel.“

„Ist er ja auch“, höhnte Rouwe. „Guck mal, wie vornehm er gerade in die Hose pinkelt.“

Steven schluckte. Zum Glück hatte er sich unter Kontrolle, sodass er dieses Malheur vermied, auch wenn er knapp davor war. Er sah keinen Ausweg. Von der Baustelle dröhnte eine Kreissäge. Die Bauarbeiter trugen bestimmt Gehörschutz, sie würden seine Hilferufe nicht hören.

Also kannst du auch versuchen, es wie ein Mann zu nehmen. Erst mal Zeit gewinnen: „Okay, was wollt ihr?“

Rouwe näherte sich mit seiner Visage, obwohl Steven sich zurückbeugte und mit dem Hinterkopf beinahe gegen Stan prallte. „Ja, hast recht, Stan, er riecht so fein, wie sein Daddy gerne wäre.“

„Was willst du? Geld? Ich habe noch zehn Dollar.“

„Ha!“, grölte Rouwe. „Er meint, er könne sich für zehn Mäuschen freikaufen.“

„Das ist gut!“, zischte Stanley Bucket und spuckte dabei.

Das Parfüm bekommst du nicht, du Scheißkerl. Steven wickelte die Hand durch den Tragegriff der Plastiktüte, vielleicht wäre sie als Waffe zu gebrauchen.

„Natürlich nutzt dir deine Knete nichts, du Hosenscheißer.“

Steven sah die Pranke anfliegen und ließ sich instinktiv fallen. Über ihm brüllte Stan auf. „Hey, du Oberarsch. Warum haust du mich?“

„Scheiße! Entschuldige, dieser Idiot.“

Der Faust konnte Steven ausweichen, der Tritt traf ihn. Sein Oberschenkel fühlte sich an, als wäre er explodiert, Rouwe hatte ihn mit seinem Stiefel voll getroffen. Er rollte sich noch zur Seite, als etwas Hartes seine Schläfe streifte. Rechtzeitig war er ausgewichen, dennoch dröhnte es in seinem Schädel. Ein lautes Piepsen in seinem Ohr quietschte.

Als er sich aufrichten wollte, sah er eine schmutzige Whiskeyflasche auf sich zufliegen. Er streckte die Arme nach vorn, um seinem Kopf Deckung zu geben. Sie prallte mit Wucht gegen seinen Oberarm und seine Schulter. Ein stechender Schmerz durchzuckte ihn wie ein elektrischer Stromschlag. Steven schrie los. Blut lief an seinem Arm hinunter. Die Flasche blieb unbeschädigt, hatte aber eine schmerzhaft Wunde hinterlassen, da die klebrigen Steinchen am Glas wie Schmirgelpapier wirkten.

In Filmen zerbrechen die Scheißdinger doch immer! Er wunderte sich über diesen Gedanken, der auf unerklärliche Weise durch sein Gehirn schwirrte, als wäre er in einem schlechten Kinofilm.

„Okay, Arschgesicht. Ein letztes Mal: Lass die Pfoten von meiner Vally!“

„Oh Mann, ich hab dir doch schon gesagt, dass sie nicht mein Typ ist, Blödmann.“

„Stanley, er hat mich beleidigt.“

„Sag Verzeihung zu dem lieben Rouwe.“ Aus Stanleys Mund flogen dünne Speichelfäden.

„Einen Dreck werd‘ ich, friss Hundescheiße, du Arschloch.“

Ich und meine große Klappe!, verfluchte Steven sich. Wieder sah er, dass Stanley mit der Schnapsflasche ausholte, wie sie in unglaublichem Tempo auf ihn zuraste. Instinktiv presste er die Augenlider zusammen und versuchte sein Gesicht mit den Händen zu schützen. Er spürte einen Hieb gegen seine Brust, hörte, wie das Glas zersplitterte. Zu seiner Überraschung tat es nicht so weh, wie er befürchtet hatte. Stanley fluchte: „Du doofes Flittchen.“

Was ist das denn? Steven traute sich zu blinzeln. Neben dem verblüfften Stan erkannte er einen Schatten vor den Hecken.

Behutsam kroch er rückwärts in Richtung des Tores. Rouwe beachtete ihn nicht, sondern brüllte: „Hey, die gehört mir, sie ist vielleicht eine Schlampe, aber keine doofe, kapiert? Komm, Vally, gib Daddy ein Küsschen auf die Wange. Hey, was soll das? Au! Scheiße! Hast du noch alle Tassen im Schrank? Lass das, du blöde Kuh!“

„Wag es nicht, du stinkender Fisch! Einen Schritt näher und ich spalte dir den Schädel!“

Gleich war Steven außer Reichweite.

„Hey, Rouwe, ich glaube, die meint es ernst“, lispelte Stan.

„Komm schon, Süße! Total locker, hey, ganz easy. Du traust dich ja doch nicht, weil du in mich verschossen bist. Sieh mal, wie verliebt meine Augen gucken können.“

Steven öffnete die Lider und blinzelte vorsichtig. Valentine stand breitbeinig vor den Burschen und schwang eine Eisenstange. Rouwe duckte sich, aber nicht rechtzeitig, mit voller Wucht traf der Stab seinen Bauch. Vor Schmerzen krümmte er sich und wand sich wie eine Klapperschlange. „Ah, ah, du Drecksau. Ah!“

Valentine drehte sich um ihre Achse, wechselte die Stange wie eine Karatekämpferin von einer Hand in die andere, wirbelte damit herum und urplötzlich sank Stanley auf die Erde.

„Los, komm!“, rief sie Steven zu.

„Ah, verdammt!“, brüllte Steven. Sein Bein schmerzte, als wäre es in der Hölle geröstet worden. Glassplitter kullerten von seinem Körper in den Sand.

Stöhnend folgte er Valentine durch eine enge Lücke in der Hecke und humpelte so schnell er konnte über den Parkplatz auf eine Seitentür zu. Hastig tippte sie einen Code in ein elektronisches Zahlenschloss und zerrte Steven eine schmale Treppe hoch. Hinter einer weiteren Tür befand sich ein Lagerraum, in den sie ihn schubste.

„Mann!“, japste sie außer Atem. Steven sank auf die Knie und fiel auf den Holzboden, endlich ließ er die Plastiktüte los, die polternd neben ihn purzelte. Mühsam kramte er sein Parfüm aus der Verpackung. Triumphierend hielt er den Flakon hoch: „Immerhin,

„Peninsula Sunrise‘ ist noch heil. Der Kratzer im Glas war schon vorher drin, nehme ich an.“

„Zehn Dollar gerettet, weißt du, du hast einen Knall, Steven Seidel.“

„Ist mir bewusst, Valentine Wellmill. Du hast aber lange gebraucht, dahinterzukommen.“

„Lass die Witze. Bist du in Ordnung?“

„Fast. Au. War in letzter Sekunde.“

„Rouwe und Stan. Ich werde es dem Sheriff melden.“

„Und dann?“

„Wird er sie verhaften.“

„Das glaubst du doch selbst nicht“, stöhnte er.

„Zeig mal. Übel?“

„Geht so.“

„Du blutest.“ Sie untersuchte seinen Arm genauer. „Ist aber nicht schlimm. Ich verbinde dich.“ An einem Waschbecken drehte sie das Wasser auf und befeuchtete einen Lappen. Dann beugte sie sich hinunter zu Steven. „Gib her!“, verlangte sie. Zögernd hielt er ihr seinen Arm hin. Quer über der Brust hatte das T-Shirt einen Riss, darunter schimmerte seine Haut.

„Zieh es aus.“

„Was?“

„Mach schon! Stell dich nicht so an, los.“

Stöhnend streifte Steven sich den Fetzen über den Kopf. Sachte säuberte sie seine Wunden, erst am Oberarm, dann den Schnitt knapp unter seiner Brustwarze. „Glück gehabt. Nur einen halben Zentimeter höher und es hätte höllisch wehgetan. Ich hole was, bleib hier.“ Mit diesen Worten verschwand sie. Steven legte sich auf den Rücken.

Oh Mann. So eine Scheiße. Wie komme ich da bloß wieder raus?

Nach einer Minute kniete Valentine erneut neben ihm. Auf ein Tuch tropfte sie eine dunkelblaue Flüssigkeit aus einer weißen Plastikflasche. „Das desinfiziert und brennt nicht.“

„Warum krieg ich immer Muffensausen, wenn mir jemand verspricht, dass es nicht wehtut?“

Lachend entgegnete sie: „Keine Ahnung.“ Sanft rieb sie über seine Schrammen. Er zuckte automatisch, da er Schmerzen erwartete. Nach wenigen Sekunden gab er jedoch zu: „Ja, tut nicht weh.“

„Sag ich doch. Ein Heftpflaster genügt. Sorry für den Kratzer, aber als Stanley dich mit der Flasche verprügeln wollte, musste ich die Eisenstange über dich halten und den Schlag abwehren. Hat dich trotzdem erwischt.“

„Ja, danke.“

„Nicht der Rede wert. Hier!“ Sie reichte ihm ein in Folie verpacktes T-Shirt. „Ist Werbung unseres Drugstores drauf. Mit dem zerrissenen Hemd kannst du jedenfalls nicht auf die Straße.“

„Und noch mal: danke schön.“

„Schon okay. Worum ging’s eigentlich?“

„Ähm, tja, sie ...“

„Um mich, nicht wahr? Rouwe ist eifersüchtig, dabei hab ich nie etwas mit ihm gehabt und werde ich auch nicht. Hoffentlich merkt er sich, was eben passiert ist.“

„Hättest du?“ Steven starrte sie unverhohlen an, während sie ein großes weißes quadratisches Pflaster auf seine Schramme an der Brust klebte.

„Was?“

„Ihm den Schädel gespalten.“

Valentine seufzte, rückte von ihm ab und lehnte sich gegen gestapelte Pappkartons an der Wand. „Ich weiß es nicht. Ist das schlimm? Ich wollte, ich könnte sagen: ‚Nein, ganz bestimmt nicht, so eine bin ich nicht.‘ Aber ...“

„Ich verstehe, Au.“

Sie kroch wieder zu ihm und rieb sanft mit dem Lappen die Tinktur über seine Schulter. „Die Wunde am Arm ist tiefer. Die wächst aber von allein zu. Du zuckst nicht, weil dein Arm wehtut, hab ich recht?“

„Ich ...“

„Was ist mit deinem Bein?“

„Was soll damit sein?“

„Ich sehe schon, das wird ein hässliches Hämatom.“

„Hä?“

„Ein blauer Fleck. Hier am Oberschenkel. Zeig mal.“ Ohne eine Reaktion von ihm abzuwarten, versuchte sie vergeblich, das Hosenbein seiner kurzen Jeanshose nach oben zu streifen. Steven krümmte sich vor Schmerzen und wich zurück.

„Zieh die Hose aus.“

„Was?“

„Steven!“, mahnte sie ihn. „Entweder du oder ich und wenn ich es mache, tut es weh. Also?“

Steven war so verduzt, dass er gehorchte. Mit entblößtem Oberkörper und einer knappen Unterhose lag er vor einem Mädchen aus seiner Schulklasse. „Ich ... voll ätzend jetzt, das ist mir echt peinlich.“

„Braucht es nicht. Also du hast dich wegen mir geprügelt?“

„Ich ...“, stammelte er. Das war nicht ganz richtig, schließlich war er ja nicht freiwillig in den Kampf gezogen, sondern in eine Falle getappt.

„Oh Mann, dieser Oberarsch, dieses Stück Dreck.“

„Vally, ich ...“

„Hier, creme dich damit ein, die Salbe ist total gut. Kannst die Hose wieder anziehen, da ist nichts weiter.“

Zögerlich erhob er sich und schlüpfte in die Jeans. Sie hielt ihm das T-Shirt hin, auch das streifte er über. Es war zu groß und schlabberte am Körper.

„Steven - ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll - du bist zwar ein total toller Typ, nur ... du passt nicht so ganz in mein Beuteschema, verstehst du.“

Steven grinste befreit: Beuteschema! Nein, das war er nicht, denn das war hundertprozentig einige Jahre älter als er, besser gebaut, hatte blonde lange Haare und einen muskelbepackten Oberkörper. Ja, das verstand er nur zu gut. „Roarrrrr!“, fauchte er zur Ablenkung. „Die Löwin fährt die Krallen aus.“ Sie blieb ernst und lachte nicht über den verunglückten Joke.

„Valentine, ich mag dich. Es ist gut, wie du das sagst. Freunde für immer.“

„Mehr nicht, okay?“

„Du bist eine Wucht. Wie du die Kerle verprügelt hast.“

„Selbstverteidigung. Ich habe Kurse belegt.“

„Ja, das sieht man.“

„Okay, Dad bringt dich bestimmt nach Hause.“

„Ich habe mein Fahrrad am Pier.“

„Im Lieferwagen ist auch dafür Platz.“

„Aber nur, wenn du mitkommst.“

„Wenn deine Schwester da ist, kann sie mir ja das Reiten beibringen.“

„Und wenn Julie nicht will, kriegt sie es mit mir zu tun. Oder ich reite mit dir.“

„Mit diesem Oberschenkel wirst du das schön bleiben lassen.“

„Okay, also werde ich Julie zwingen müssen.“

„Nicht, dass ich dich wieder retten muss.“

„Ach Vally, eine Umarmung ist aber drin, oder?“

„Klar. Tapferer Krieger.“

„Oha, John, der alte Schamane, hat gepetzt.“ Offenbar hatte sein Freund, der Pee Dee Mediziner, Stevens indianischen Namen verraten. „Na, ist nun auch egal.“

„Nein, es war seine Tochter.“

„Die gute Dana, ja, ja!“ Zaghafte nahm er sie in seine Arme und spürte, wie vorsichtig sie ihn drückte. Sie standen fast eine halbe Minute so, ehe sie sich löste: „Komm. Ich frage Dad. Den Rest im Laden kann ich heute Abend erledigen.“

„Vally?“

„Ja.“

„Das ... das braucht keiner zu wissen, oder?“

„Wie meinst du das?“

„Na ja, dass ich die Hucke vollgekriegt hab.“

„Ist es dir peinlich, dass dir ein Mädchen beigestanden hat?“ , fragte sie beleidigt, woraufhin er ärgerlich protestierte: „Nein, das

würde ich immer als Erstes zugeben: ‚Wenn Valentine Wellmill nicht gewesen wäre, wäre ich jetzt ...‘ also ...“

Ja was, dachte er, tot?

„Nee, ist klar. Die Arschlöcher werden auch nicht ausplaudern, dass ich sie alle gemacht habe.“ Valentine zwinkerte ihm mit einem Auge zu.

Freundin

„Wie wär’s?“ Valentine schwang sich auf ihr Mountainbike und wartete, bis Dana neben ihr stand. „Höllенritt?“

„Du spinnst ja! Den Abhang runter zum See? Und dann?“

„Ich muss Richtung ‚Behind eleven‘.“ So nannten die Insulaner die höchstgelegene und letzte Straße von Mary’s Town. Da die Farm der Seidels auf dem Hügel in der Mitte von Mary Island lag, führte der Weg in die Stadt bergab.

„Auf geht’s!“, jauchzte Valentine, die in mörderischem Tempo auf dem Rad stehend geschickt die Unebenheiten des Pfades meisterte, gefolgt von dem vorsichtigeren Indianermädchen. „Warte doch!“, rief Dana.

Ungeduldig beobachtete Steven, wie sich die Freundinnen an der Hütte von Danas Vater verabschiedeten. Erst als sie völlig aus seinem Blickfeld verschwunden waren, wandte Steven sich ab.

Zerknirscht humpelte er ins Haus und lehnte sich an den Schrank.

„Jetzt wo die Mädchen weg sind, ist der Kuchen fertig. Wer möchte?“ Triumphierend hielt Sally einen dunklen Nusskuchen in die Höhe, als wäre er ein Siegerpokal.

„Alle!“, rief Steven während er Teller auf den Tisch stellte.

„Vally ist eine begabte Reiterin, demnächst preschen wir über die Dünen“, lobte Julie.

„Kein Wunder, so wie die Rad fährt.“

„Ja.“ Als seine Schwester ihm ein Glas mit Orangensaft hinstellte, ergriff er kurz ihren Arm und flüsterte: „Was meinst du, wird Burt jemals seinen Rollstuhl verlassen können?“

Dem gelähmten Burt Nolan war zu verdanken, dass die Kids vor wenigen Tagen das Geheimnis des goldenen Medaillons gelöst hatten. Er verbrachte zwei Wochen mit seinen Eltern auf der Seidel Farm. Auch wenn Burt tapfer und geschickt war, laufen würde er nie mehr. Nach einem Unfall vor einigen Jahren war der Rollstuhl die einzige Art für ihn, sich fortzubewegen, außer dem Ritt auf dem Delfin und auf Aisha, was für Steven immer noch für unmöglich erschien. Burt hatte sich auf dem Hengst wohlgeföhlt und Aisha spürte genau, was er seinem Reiter zumuten durfte. Gestern war Burt mit seinem Dad Frank und seiner Mom Edith zurück nach Boston gereist, um weitere Untersuchungen über sich ergehen zu lassen.

„Hm, ich mache mir kaum Hoffnungen“, antwortete Julie.

„Und die Roboterbeine, von denen er gesprochen hat?“

„Also ich weiß nicht. Er ist querschnittsgelähmt, nicht amputiert. Was soll er mit Prothesen?“ Julie zuckte mit den Schultern.

„Er erzöhlte, seine Nerven könnten die Dinger steuern, er müsse es nur trainieren.“

„Ich befürchte, er wird niemals wieder gehen.“

„Ich nicht! Ich glaube fest daran.“

„Ja, Bruder, das ist gut.“

Sally unterbrach die Geschwister: „Was ist gut?“

Julie trank den Rest des Orangensaftes aus ihrem Glas, bevor sie es in die Küche trug. „Sally? Haben die Nolans schon angerufen? Sind sie zu Hause?“

„Ja!“, bestätigte Steven anstelle der Lebensgeföhrtin seines Vaters. „Ich habe eine E-Mail von Burt erhalten. Die Strecke war ziemlich voll, sie sind um zwei Uhr nachts angekommen.“

„Ich habe meine Mails noch nicht gecheckt“, entschuldigte Julie sich.

Steven atmete tief ein und seufzte. Er bewunderte, wie Burt seinen Alltag meisterte, vor allem, wenn er daran dachte, was ihm

noch bevorstand. „Wann kommt Justy?“ Er wollte das Thema wechseln.

„Am frühen Abend“, antwortete Sally. „Die Lehmanns bringen ihn so gegen sechs vorbei.“

„Barbecue?“, fragte er und Sally nickte.

„Wir werden uns Zeit nehmen müssen, er wird viel zu erzählen haben.“ Sally räumte die leeren Pfannen in die Spülmaschine.

„Und er hat meine Digicam mit, wir werden auch viel zu gucken bekommen“, meinte Julie. „Wenn ich mir vorstelle, er ist elf Jahre und mit einer fremden Familie und seinem Kumpel Andi 800 Meilen weg. Also wenn wir noch in Deutschland leben würden, Mom hätte uns die Hölle heißgemacht.“

„Julie, er war in Disney World. Er hat uns in dem Moment vergessen, als er den Park betrat und wahrscheinlich wird er erst an uns denken, nachdem Ruffty ihn völlig abgesabbert hat.“

Sie schmunzelte bei dem Gedanken an Justys Hund: „Trotzdem, dass Dad das erlaubt hat, Mama hätte das nie ...“ Sie stockte. Justy war mit seinem besten Freund und dessen Eltern im Urlaub und lungerte nicht mit seinen Geschwistern samstagsabends um halb elf in der Saarbrücker City herum, wie damals, als ihre Mutter sie im Stich gelassen hatte.

„Apropos, hat sie sich immer noch nicht gemeldet?“ Sally sah die beiden teilnahmsvoll an.

„Nein. Doktor Müller hat ihrem Anwalt die Adresse und die Telefonnummer gegeben. Bereits zu Weihnachten.“ Seltsamerweise glaubte Julie, keinen Schmerz zu verspüren.

Es ist doch meine Mama, wieso lässt mich das kalt?, fragte sie sich verwundert, aber das stimmte nicht, auch wenn sie sich das einzureden versuchte. Es berührte sie mehr, als sie zuzugeben bereit war. Es tat weh, richtig weh. Ihre Mama wollte schon in Deutschland kaum etwas von ihnen wissen, obwohl Julie sich einbildete, dass sie sich nur deshalb nicht zeigte, weil sie sich schämte.

Dass sie Steven verprügeln würde, war abzusehen. Genauer, er hatte es provoziert. In dieser Sekunde hier auf Mary Island fühlte

Julie einen nie vorher gekannten Respekt vor ihrem Bruder, der es auf sich genommen hatte, sich für seine Geschwister zu opfern.

Was wäre geschehen, wenn ich den Plan ausgeführt hätte, wie es ursprünglich ausbaldowert war?

Wie so oft hatte ein Streichholz entscheiden müssen, das Julie in der Mitte durchgebrochen und es Steven mit einem zweiten Hölzchen so hingehalten hatte, dass er keinen Unterschied sehen konnte. Er zog das längere und hatte gewonnen. Im allerletzten Moment hatte Steven die Verantwortung übernommen. Er war bereit, die Konsequenzen zu tragen und tauschte die Aufgabe mit Julie.

Habe ich ihm jemals dafür gedankt?, probierte sie sich zu erinnern. Die Reaktion ihrer Mutter war unerwartet ausgefallen.

Ihre Mama hatte behauptet, dass Sam nach seinem Umzug in die USA von seinen Jungs und seiner Tochter nichts mehr wissen wollte, da ihre Post mit der Bemerkung zurückkam, dass der Adressat unbekannt sei. Erst durch einen Zufall entdeckte Steven Papas E-Mail-Adresse und so kamen all die Lügen, Intrigen und Gemeinheiten ans Tageslicht. Alle vierzehn Tage hatte ihr Vater von Hand einen Brief nach Deutschland an sie geschrieben mit der Bitte, sie sollten sich melden. Entgegen den Behauptungen ihrer Mama überwies er regelmäßig Geld, oft sogar mehr als notwendig. Das Schlimmste war, dass ihre eigene Mutter seine Post versteckte. All dies geschah jedoch in einem früheren Leben, in dem sie noch ihre deutschen Namen getragen hatten.

Die Geschwister fanden die Briefe letztendlich doch und Steven ließ sie eines Morgens einen nach dem anderen auf den Frühstücksteller ihrer Mutter fallen. Als der letzte Umschlag niederschwebte, schlug Ursula Seidel in einer solch rasenden Wut zu, wie die Kinder sie noch nie zuvor erlebt hatten. Steven, der in Saarbrücken noch Steffen hieß, flüchtete auf allen Vieren in sein Zimmer. Als ihre Mutter die Tür aufbrechen wollte, warf Julia sich schützend davor. Ehe sie auch ihre Tochter schlagen konnte, stand der damals 10-jährige Justus aufrecht und tapfer vor seiner Schwester und meinte, bevor sie Julia etwas antun könne, müsse sie

erst an ihm vorbei. Das hatte er gesagt. Justus rechnete mit einer Katastrophe. Hatte sie auch ihm jemals dafür gedankt? Sie fühlten füreinander nicht gerade das, was man eine Supergeschwisterliebe nennen würde. Sie zankten und rauften und es floss oft Blut oder hagelte blaue Flecken. Ständig hatten sie sich in der Wolle, bis ihre Mama mit einem ihnen unbekanntem Freund ein Wochenende in Österreich verbrachte und die Drei ihrem Schicksal zu Hause überließ. In dieser Nacht, in der Justus vom Fieber geschüttelt wurde, wuchsen sie zu einer Gemeinschaft zusammen.

Längst vergangene Bilder und Eindrücke kehrten zurück: Die Panik in den Augen ihres kranken Brüderchens, als er sie fragte, ob er jetzt sterben müsse, und die Lüge, die sie sofort auf den Lippen hatte: „Natürlich nicht, du wirst bald gesund“, hatte sie ihn beruhigt, obwohl sie es nicht wusste. Sie wagten nicht, einen Arzt zu rufen, weil sie sich vor dem Kinderheim und dem Jugendamt fürchteten. Sie fanden Fieberzäpfchen und Julia verabreichte sie ihm. Sie saßen alle auf dem großen Bett in Mamas Schlafzimmer. Steffen las aus einem Buch vor: der Räuber Hotzenplotz. Die Erinnerung, wie Steffen die Stelle, an der die Großmutter zählte, immer wieder vorgelesen hatte, hatte sich eingebrannt. Erst gegen Mitternacht schlief Justus ein und machte prompt das Bett nass. Sie hieften seinen glühenden Körper auf den Boden, bezogen das Bett frisch und beseitigten alle Spuren. Dann betteten sie Justus auf dicke Handtücher und legten sich erneut zu ihm. Julia und Steffen trauten sich nicht, einzuschlafen, aus Angst, Justus könnte aufhören zu atmen. Alle zehn Minuten hatte Julia das Handy ihrer Mutter angerufen, aber sie war nicht ans Telefon gegangen, oder es war ausgeschaltet. Sie amüsierte sich auf Papas Kosten mit ihrem Lover, wie sie später erfahren mussten.

Am Sonntagmorgen ging es ihrem kleinen Bruder erstaunlich gut, wenn er auch schwach war. Sie badeten und schlenderten durch die Stadt. Am Nachmittag wurde ihm aufs Neue schlecht. Als Justus das halbe Badezimmer vollgekotzt hatte, wischte sie auf, verpasste ihm diesmal zwei Zäpfchen und lauschte, wie Steffen vom Räuber Hotzenplotz und von Kasperl und Seppel vorlas und dabei geduldig

zählte. Um sieben Uhr war Justus endlich eingeschlafen. Julia und Steffen bereiteten sich ein Abendbrot, aßen und warteten, dass Justus sterben oder gesund werden würde. Diese Nacht schweißte sie zusammen.

Am Montag gingen sie in die Schule, am nächsten Tag kam Ursula Seidel zurück und fragte nicht einmal nach Justus, obwohl es mindestens zehn SMS gab und Julia verzweifelte Appelle auf Mamas Sprachbox hinterlassen hatte. Seit diesem Moment, der jetzt mehr als ein Jahr zurücklag, war aus den drei verzankten und zerstrittenen Geschwistern eine Bande geworden. Sie gammelten in Saarbrücken herum, wenn Mama mal wieder weg war. Stets gemeinsam, eng verbunden. Sie waren betrogen worden, jahrelang hatte Ursula Seidel ihren Kindern den Papa gestohlen.

So heckten sie den Plan aus, der sie schließlich in die USA zu ihrem Vater bringen sollte.

Zuerst jedoch ging er schrecklich schief: Schreiend rettete sich Steffen in sein Zimmer. Erst als er die Zimmertür von innen verbarrikadierte, wurde den anderen zwei klar, was geschehen war. Sie waren nun bereit, Opfer zu bringen. Julia stellte sich ihrer eigenen Mutter in den Weg und der kleine tapfere Justus schützte seine Schwester mit nichts als seinem schmalen Körper. Ohne Angst starrte er in dieses wutverzerrte Gesicht. Trotz ihrer Rage baute er sich vor ihr auf und verlangte, als Erster geschlagen zu werden.

Ihre Mama hatte den Holzknüppel weggeworfen und verschwand aus ihrem Leben. Sie schleppten Steffen zu Papas deutschem Anwalt Doktor Müller, der sofort mit dem Jungen in ein Krankenhaus fuhr und veranlasste, dass die Geschwister in die Vereinigten Staaten zu ihrem Dad auf die Insel Mary Island ziehen durften. Am 23. Oktober letzten Jahres überquerten sie die ‚Costal Sunrise Bridge‘.

Nun war es Juli, neun Monate später. Julie und Steven, die mit den englischen Namen eine neue Identität angenommen hatten, spürten von der allerersten Stunde an, hier zu Hause zu sein. Hier und nicht mehr in Saarbrücken. Hier bei ihrem Dad und nicht bei ihrer Mom, die nicht einmal zum Prozess gekommen war, in dem

sie das nahezu Unmögliche erreichten, ihrem unvorbereiteten Vater das alleinige Sorgerecht zu übertragen. Noch im Gerichtssaal nahm er seine Kinder und zusammen flogen sie in die USA.

Seitdem hatten sie nie mehr etwas von ihrer Mutter gehört. Nicht zu Weihnachten, nicht zu ihren Geburtstagen.

Es tat weh.

Für Sekunden waren ihre Gedanken blockiert. Als sie endlich den Esstisch und die Umgebung wahrnahm, bemerkte sie, dass Steven ebenfalls in dieser Zeit festhing und noch ein bisschen länger brauchte, um in die Gegenwart zu finden. Was Julie Sorgen bereitete, war die Tatsache, dass sie keine Tränen übrig hatte. Während die ganze Geschichte, die Gerüche des bepinkelten Bettes, des verschwitzten und glühenden kleinen Körpers, die Angst und die Zuversicht in ihr hochkrochen, schaffte es der Sekundenzeiger der Wohnzimmeruhr nur wenige Striche weiter.

Julie überlegte, ob die antike alte Standuhr zu langsam war.

Verständnisvoll nickte Sally und begann zu essen. Steven nahm Sallys Pott und füllte aus dem Automaten eine Tasse frischen Kaffee für sie nach.

Lächelnd bedankte sie sich bei ihm. An Julie gewandt fragte sie: „Und wann genau kommt Jasmin Müller? Hat ihr Vater Norbert sich schon gemeldet?“

Julie betrachtete Sally nachdenklich, sie bewunderte diese Frau und liebte sie sogar. Sally war eine bessere Freundin, als sie sich vorstellen konnte, denn sie hatte ein Gespür dafür, wann sie schweigen und wann sie eingreifen und das Thema aufnehmen oder wechseln musste.

„Heute Abend gegen fünf soll ihr Flug starten. Sie schickt mir eine SMS auf mein Mobile, wenn sie einsteigt.“

Das hatten sie schnell gelernt: In den Staaten existierten keine ‚Handys‘, man nannte sie ‚Cellulars‘ oder eben ‚Mobiles‘.

„Okay!“ Steven klopfte die Krümel aus seinen Händen an seiner Hose ab. „Ihr braucht mich bestimmt nicht bei dem Empfangskomitee, oder? Ich meine, wenn sie so fliegt wie wir

damals, ist sie um vier Uhr morgens hier. Da mache ich lieber das Frühstück.“

„Ja, ja, ist gut, Bruderherz, wir Frauen erledigen das schon.“

„Wir, äh, Frauen?“ Steven gluckste.

„Was gibt es denn da zu lachen?“, wollte Sally wissen.

Mühsam unterdrückte Steven ein Kichern. Seine Schwester war ein Kind, ein Mädchen, ein Teenie, ein Girl, aber doch keine ... Frau? Steven betrachtete sie mit aufgerissenem Mund. Täuschte er sich oder veränderte Julie sich vor seinen Augen wie durch Zauberhand? Da war kaum mehr etwas von dem pausbackigen Gesicht. Inzwischen hatte sie hohe Wangenknochen, war so groß wie Sally und alles an ihr passte zusammen. Ihre Hüften, ihr Busen, ihre Arme. Er schüttelte heftig und kurz den Kopf, wie um lästige Fliegen abzuwehren. Plötzlich fand er seine eigene Schwester attraktiv, anders konnte er es nicht benennen. Schnell wechselte er das Thema: „Und überhaupt, jemand muss ja bei Justy bleiben, solange Dad in Columbia ist.“ Steven hob seine Arme und ließ sie wieder sinken.

„Euer Dad meinte, dass er bereits am Nachmittag zurück sei. Er will hier sein, wenn Justy eintrifft. Na dann, Julie, lassen wir Frauen die Männer eben zu Hause!“ Sally lachte laut los.

Steven hob die Hände, als wäre Julie eine Postkutschenräuberin und würde mit einem Revolver auf ihn zielen: „Okay, okay. Kapiert. Wann fahrt ihr los?“

„Sie soll vor zehn heute Abend in Washington sein“, sagte Julie, „und um ein Uhr nachts in Charleston. Wir werden kurz vor Mitternacht losfahren. In einer Stunde sollten wir es zum Flughafen schaffen.“

„Wenn sie nicht auf der Startbahn stehen, so wie wir.“ Steven verzog den Mund. Das war nicht lustig gewesen. Sie rollten in Washington weg vom Gate und warteten 65 Minuten, bis sie endlich starten durften. Steven hatte damals ein unangenehmes Ziehen im Bauch gespürt. Während sein Papa und seine Geschwister schliefen, hatte er versucht, sich nicht aufzuregen.

„Gut, viel Spaß schon mal.“ Steven begann, sein Geschirr abzuräumen.

„Hilfst du mir, die Gästezimmer vorzubereiten?“, bat Sally ihn.

Für seine Freunde aus Boston hatte Sam das Haus erweitern lassen. Ein Apartment war behindertengerecht, da Burt an den Rollstuhl gefesselt war.

Steven hatte ganz vergessen zu fragen, wie viel die Nolans für die vierzehn Tage Urlaub bezahlt hatten. Am Morgen erst wurden die Betten abgezogen und die Schränke ausgeräumt. Als die Kids sich von Burt verabschiedeten, weinte Julie. Cindy war nicht erschienen, Julies Freundin hatte kaum Zeit und musste mit ihrem Zwillingbruder Harry den Kiosk ihres Vaters an ihrem Strand betreiben. Schulferien waren für sie immer Arbeitszeit. Steven wunderte sich nicht zum ersten Mal, was eigentlich Cindys Mutter den lieben langen Tag über trieb. Er hatte sie noch nie gesehen. Gut, er war auch noch nicht bei den Millers zu Hause gewesen. Es gab wirklich keinen Anlass, dem Kotzbrocken Harry bis in die Wohnung zu folgen. Die ständigen Reibereien und Querelen in der Schule reichten ihm völlig. Der Zusammenprall mit Harrys Kumpels heute Morgen steckte noch in seinen Knochen.

Gedankenverloren saugte Steven den Teppich. Der große Staubsauger verschluckte alles, was ihm in den Weg kam. Julie wischte mit einem Lappen Staub ab und reinigte überflüssigerweise die kleine Küche, obwohl Edith Nolan sie vor der Abreise gründlich gesäubert hatte. Sally putzte die beiden Bäder. Bald funkelten die Gästezimmer wie neu. Frische Bettwäsche und Handtücher lagen bereit und um Steven blitzte und blinkte es.

„Erwarten wir etwa weitere Gäste?“, fragte er.

Sally schüttelte den Kopf: „Nein, aber es ist schöner, wenn hier Ordnung herrscht, oder?“

Dagegen fand er kein Argument.

Gegen Nachmittag zogen heftige Wolken auf. Ein Gewitter kündigte sich an, worüber Steven froh war. Der See der Ranch war ziemlich leergelaufen. Giftgrüner Algenschleim machte Wettrennen mit den ferngelenkten Rennboten nahezu unmöglich. Außerdem

begannen die Algen zu blühen und die feinen Pollen reizten seine Augen mehr als der lose Sand, der hier dank des stetig wehenden Windes herüberzog. Steven bemerkte, wie am Waldrand auf der gegenüberliegenden Seeseite ein mächtiger Laster hielt. Er fackelte nicht lange, schnappte sich sein Fahrrad und radelte um den See zur Hütte von John Eagle.

Der Schamane hatte auf diesem Gelände ein Sanktuarium entdeckt, einen heiligen Ort, einen ‚Sacred Place‘. Genau auf einem echten Inka Grab, ohne es zu wissen. Oder vielleicht wusste der alte Knabe doch, was dort im Sand verborgen lag? Die Regierung plante, an dieser Stelle ein ‚Indian Documentation Center‘ zu eröffnen. Hier würden John Eagle und seine Tochter Dana die Geschichte des Pee Dee Stammes aufzeichnen, etwas, was bisher noch nicht geschehen war. Steven hatte einen gehörigen Anteil an diesem Projekt. Er war es, der den mit radioaktiven Abfällen beladenen Truck der Armee unter den Dünen gefunden und mit dieser Entdeckung John rehabilitiert hatte, dessen Visionen vom Tod bei den Hügeln beinahe Wirklichkeit geworden waren. Seine Anfälle und Ausbrüche der Vorahnung hatten Urlauber verschreckt, und das in einer Stadt, die nur vom Tourismus lebte. Nachdem die Insulaner ihn noch vor wenigen Monaten davonjagen wollten, zollte ihm jetzt fast die gesamte Insel Respekt.

Schließlich war er nun Ranger im Dienste des Staates South Carolina und im Wäldchen, das zum Grundstück der Seidels gehörte, sollten bald ein Museum und ein Seminarraum entstehen. Natürlich noch ein ‚Visitor Center‘ und ein Häuschen für John und seine Tochter.

Steven mochte Dana. Sie war herrlich erfrischend und so ganz anders als die meisten Mädchen, die er kannte. Er war gern mit ihr zusammen. Sally fragte ihn einmal, ob sie seine Freundin wäre. Seine Mädchenfreundin, jemand, mit dem man ging.

Sein Girlfriend?

Das war sie nicht. Sie war dennoch seine Freundin, eine, mit der man durch dick und dünn gehen konnte, und das hatten sie weiß Gott oft getan.